

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 26

Artikel: Auf und ab : Amerika-Schweizer erzählen von "Drüben"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752394>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf und ab

Amerika-Schweizer erzählen von «Drüben»

Wie erfährt man am zuverlässigsten, wie es «drüben» aussieht? Wie es mit den Arbeitsmöglichkeiten in U.S.A. bestellt ist? Und wie es dort unsern Landsleuten geht? Dadurch, daß man mit ihnen spricht, sie aufträgt, sich von ihnen ihre Erlebnisse, ihre Erfahrungen und ihre Eindrücke erzählen läßt. Wir haben uns auf die Suche nach Heimkehrern gemacht. Durch ein Zeitungsinserat lernten wir einige kennen; sie kamen auf die Redaktion, alle erst in letzter Zeit aus Amerika zurückgekehrt, und berichteten uns wahrheitsgemäß, was sie erlebten und wohl auch erlitten haben. Mannigfaltig sind ihre Schicksale gewesen, weit auseinander gehen die Lebenskurven; und doch spricht aus den Erzählungen dieser Wenigen ein Gemeinsames, allgemein Gültiges: das unerbittliche «Tu dich um», der Ruf nach Arbeit.



E. H., Ingenieur

«Ich bin als junger Mensch vor zehn Jahren hinübergegangen, aus Abenteuer- und Reiselust. Ich hatte auch Glück; ich kam gerade in die aufsteigende Konjunktur hinein, die bis 1929 dauerte, dann ging es allerdings spitz zurück. Nach meinem Studium an der E. T. H. in Zürich hatte ich kurze Zeit praktisch gearbeitet. Zuerst ging's nach Kanada, wo ich Farmer bei der Arbeit helfen konnte. Nachher fand ich Arbeit in Seattle, Washington, und zwar als Holzfäller in den «logging camps» der großen Wälder. Die Arbeit, das freie Leben im Wald und die Kameradschaftlichkeit mit den Arbeitern machte mir viel Spaß; ich verdiente gut, — damals konnte man so einen Tagelohn noch große Ersparnisse machen, — und setzte noch gehörig Muskel an. Das ging ein Jahr. Nachher überredete ich es in Alaska, in einem Kupferbergwerk. Die Reise dorthin ließ ich mir von einer Gesellschaft bevorzugen, ging dann aber nicht zu dieser, sondern zu einer anderen Gesellschaft, bei der ich Vermessungsarbeiten, also Ingenieurarbeit, ausführen konnte. Daß man die Gesellschaft auf diese Weise beschwindelt, wenn sich die Gelegenheit dazu ergibt, ist übrigens ganz und gar. In dem Bergwerk arbeitete ich den Sommer über. Als der Winter kam, es für diese Art Arbeit zu kalt wurde, reiste ich nach Kalifornien, wo es warm ist. Bei der Vermessungsarbeit hatte ich mir eine hübsche Summe erspart und konnte nun eine Zeitlang leben, was gut war, denn ich fand keine Arbeit, außer ganz vorübergehend als Kellner. In Nevada fand ich dann Arbeit als Vermessungsingenieur bei einer Eisenbahn; hier blieb ich drei Jahre, verdiente gut und kaufte mir ein Auto. Übrigens: langfristige Kontrakte gibt es in Amerika nicht, auch an ganz leitenden Stellen kann man jederzeit fristlos entlassen werden, sozusagen von einer Stunde auf die andere. Das Leben ist dort eben in jeder Beziehung weniger formalistisch und eingetriggt als bei uns. Solange es noch reichlich Arbeit gab, war das Fehlen einer Kündigungfrist ja auch nicht weiter unangenehm. Als mir z. B. die Arbeit verleierte war, brach ich plötzlich auf und ging nach Washington, wo ich wieder in einem Logging-camp Arbeit fand, aber diesmal nicht mehr als Holzfäller, sondern als Eisenbahningenieur für die Bahn, die die Completion durch die riesigen Wälder bauen ließ. Dort blieb ich zwei Jahre und hatte alles, was man sich nur wünschen kann: interessante Arbeit, ein freies Zeltleben in den Wäldern, gute Bezahlung, schöne Gelegenheit zur Jagd, vollkommen freie Gestaltung meiner Arbeit, Einsamkeit in schöner Natur. Als nächstes kam dann eine Stellung bei der Bundesregierung als leitender Ingenieur bei einem Straßenbau im National-Park durch die Forest-Reserve (die unantastbaren Waldbestände für den Wetterschutz). Auch hier führte mich meine Arbeit immer in ganz abgelegene Gebiete. Nachher wurde ich vom Staat Washington an einen Straßenbau berufen, wo ich vom Herbst letzten Jahres blieb. Den letzten Sommer habe ich auf einer einsamen Indianer-Reservation verbracht, durch die hindurch wir eine ganz moderne Autostraße für die autofahrenden Indianer zu bauen hatten. Im Herbst kamen dann die Präsidentenschaftswahlen; die Demokraten kamen ans Ruder und mit ihnen neue Gesetze. In Washington wurden die Steuern heraufgesetzt, um die neue Regierung populär zu machen. Die niedrigeren Steuerbeträge reichten aber nicht mehr für den Betrieb der Schulen aus, und ich verlor meine Stelle. Eine neue Stellung zu finden, war aber mittlerweile sehr schwer geworden, denn die Krise wütete

schon in vollem Umfang. Dazu kam noch die Hetze der gesamten Presse des großen Hearst-Zeitungskonzerns gegen die Ausländer, so daß es ausgeschlossen schien, als Schweizer in eine leitende Stellung zu kommen. Nochmals mit Pickel und Schaufel anfangen wollte ich aber doch nicht. So entschloß ich mich nach einem halben Jahr, gerade zur Zeit des riesigen Bankenkrachs, heimzufahren. Es steht schlecht jetzt in Amerika, viel schlechter als in der Schweiz; immer noch aber herrscht bei den Amerikanern ein eher ungläubiger Optimismus. Überzeugung, daß das Unglück einfach wieder vorbeiziehen müsse wie eine schwarze Wolke. Jetzt suche ich hier eine Stelle, und auch hier scheint es nicht leicht zu sein, etwas zu finden. In der Schweiz gefällt es mir nicht schlecht, — Zürich hat sich ja außerordentlich zu seinem Vorteil verändert, — aber das Leben hier empfinde ich doch als etwas zu eng, mit viel Formelkram belastet. Solange aber die Krise drüben herrscht, möchte ich unter keinen Umständen wieder hin; wenn sich die Verhältnisse ändern, allerdings gern und sofort. Es fällt mir schwer, mich in der Heimat wieder in das gewohnte Tempo einzufinden, auch an das Essen muß ich mich zuerst gewöhnen.»

E. B., Elektriker

«Im Jahre 1921 bin ich hinübergegangen, als ganz junger Mensch, weil ich etwas von der Welt sehen und mich zum ersten Mal auf einen gleichen Fleck setzen wollte. Zuerst, um die Sprache zu lernen, habe ich bei einem Bauern gesessen, ohne Lohn, nur gegen Kost und Logis. Dann habe ich in meinem Beruf Arbeit gesucht und auch immer gut und leicht gefunden, zuerst mit sehr viel Wechsel, seit 1926 bei der gleichen Firma in New York. Finanziell habe ich mich dabei ganz ausgezeichnet gestellt, ich kann wohl sagen, hundertprozentig besser als ich es in der Schweiz je hätte können. Wenn ein Mechaniker drüben eine gute Stelle hat und sich einzustellen versteht, kann er in kurzer Zeit so viel verdienen, daß er ein Jahr nichts mehr zu arbeiten braucht. Auch sonst fand ich das Leben in Amerika sehr schön; ich konnte mir z. B. sehr bald aus dem Ersparten ein Auto kaufen und die selbstgewählten Ferien zwischen zwei Stellen mit großen Reisen durch ganz Amerika (ich bin mit Ausnahme von acht Staaten in ganz U.S.A. gewesen) verbringen. Vom Herbst 1928 an wurde es dann allmählich schlechter, und im Jahre 1929 war es schon ganz schlimm. Arbeit konnte man nur durch einen großen Glücksfall finden. Ich selbst hatte ja immer noch Arbeit, aber immer schlechter und schlechter bezahlt, und als ich anfangs dieses Jahres sah, daß es doch nicht so schnell bessere, wie die Amerikaner es erwarteten, bin ich schnell entschlossen heimgefahren. Hier habe ich jetzt Arbeit gefunden, — in der letzten Beziehung habe ich eigentlich immer Glück. — Aber ich möchte nicht bleiben, sondern wieder hinübergehen, diesmal aber nach Zentralamerika. Das Leben drüben gefällt mir eben in jeder Beziehung bedeutend besser, und ich muß schon sagen: Was Patriotismus anbelangt, so habe ich mehr Gefühl für Amerika als für die Schweiz. Natürlich, die schöne Schweizer Landschaft hat mir drüben sehr gefehlt, von der Natur bekommt man monate- und jahrelang nichts zu sehen.»



F. B., Installateur

«Warum bin ich eigentlich zum ersten Mal hinüber gefahren? Es ist schon lange her, im 1909. Ja, es war wohl, um mich zu verbessern. Mein Onkel hatte eine Seidenweberei, und ich konnte gleich mit ihm eintreten. Natürlich sprachen wir immer schwyzdeutsch miteinander, und das gefiel mir nicht, ich wollte englisch lernen. In Rochester fand ich Arbeit in einer photographischen und optischen Fabrik und blieb dort bis 1911; da fuhr ich heim, um die Eltern zu besuchen und den Militärdienst zu absolvieren. Ich hatte dann Gelegenheit, zur Kantonspolizei zu kommen, bei der ich zwei Jahre blieb, aber das Leben in der Kaserne gefiel mir nicht; nach zwei Jahren machte ich mich wieder auf nach Amerika. In meiner alten Stelle in Rochester konnte ich gleich wieder antreten; ich blieb dort bis 1920, dann kam die Krise, wenn auch keine so schlimme wie die heutige, das Geschäft machte zu, und ich wandte mich nach Los Angeles in Kalifornien, wo ich zunächst in einem Radiogeschäft unterkam. Später fand ich dann eine sehr gute Stelle: Verwalter in dem großen Automobil-Club von Südkalifornien, der mehr als 100 000 Mitglieder zählt und in ganz Kalifornien viele tausend Angestellte beschäftigt. Das war eine sehr schöne, verantwortungreiche und freie Stelle, auch sehr gut bezahlt. Dort blieb ich dreieinhalb Jahre, bis 1925. Dann verließ ich aus Familiengründen die Stelle und fuhr in meinen Automobil nach Rochester zurück. In einer Mosaikfabrik fand ich gleich Arbeit, allerdings eine Arbeit, die ich zuerst lernen mußte: das Legen von Mosaikböden. Aber da der Vorarbeiter, mit dem ich auf Arbeit ging, ein Freund von mir war, dessen Bruder ich seinerzeit im Automobilklub eine gute Arbeit verschafft hatte, ging es schnell. Eine Hand wäscht eben die andere. Im Winter kam ich dann in einer Signalfabrik unter, die automatische Stopppvorrichtungen für Lokomotiven herstellt; ich hatte die Finisharbeit zu tun, eine sehr heikle Aufgabe, die viel Anpassung und mechanisches Geschick erforderte. Leider lag auf diese sehr teuren Maschinen nur eine einmalige Bestellung von 500 Stück vor, — und als die hergestellt waren, war es für mich wieder aus mit der Arbeit. Wieder zurück nach Los Angeles; die Stelle in dem Automobilklub war leider verloren; ich hatte die gesetzliche Urlaubszeit und Überbetrugsfrist schon überschritten und das große Unternehmen ist in den Punkt unerbittlich, dem es passiert natürlich oft unter den Tausenden von Angestellten, besonders bei den Frauen, daß sie aus der Ferien einfach nicht mehr zurückkommen. Zunächst arbeitete ich nun als Plattenschnitzer bei einer Firma, welche die Oeltanks in den riesigen Öelfeldern aufstellte; das war allerdings Saisonarbeit; ich wurde immer nur gebraucht, wenn wieder eine neue Quelle aufkam. So nahm ich allenthalben Arbeit an, was gerade kam: in einer Fabrik; in einer Firma, die während der Regenzeit Keller ausräumte. Wenn ich einmal ganz ohne Arbeit war, ging ich in die Berge hinaus zum Goldwaschen. In Chicago fand ich dann Arbeit in einer Vanillefabrik; das war aber ein böser Reinfall, denn ich bekam bald, als ich vorher nicht hätte wissen können, den «Vanille-Ausschlag», den fast alle Arbeiter davontragen, die mit der Verarbeitung dieses Gewürzes zu tun haben, und der äußerst quälend ist. Die Fabrik selbst hütet sich, einem etwas von dieser Eigentümlichkeit zu erzählen, sonst würde sie, außer schweren Rheumatischen, die merkwürdigerweise dieser Krankheit nicht unterliegen, überhaupt

keine Arbeiter mehr bekommen. Natürlich mußte ich nach wenigen Tagen die dem Vermittlungsbüro gezahlten Dollar drängen und die Arbeit wieder verlassen. Die nächsten Jahre schlug ich mich in allen möglichen Berufen und Unternehmungen durch; ich verkaufte hier in einem feinen Restaurant, — das war mit Risiko verbunden und man konnte gut verdienen; dann war ich dreieinhalb Jahre als Elektriker in einer Lautsprecher- und Kinoschneidemaschinenfabrik in Detroit als Schneidemaschine, eine Zeitlang in selbständigen kleinen Unternehmungen. Oktober 1932 bin ich dann zurückgekommen, um die alten Eltern zu besuchen und zu schauen, ob sich vielleicht hier besser Arbeit finden läßt. Dann wurde ich schon enttäuscht, — ich habe hier nichts gefunden. Augenblicklich arbeite ich nun in den Versuchswerkstätten für ältere Arbeiter und Angestellte. Frau und Kinder sind noch drüben und auch ich will unbedingt wieder hinüber, ich gehöre ja doch nach Amerika und bin auch amerikanischer Bürger geworden. Ich habe durch Vermittlung der Frau gute Aussichten, Arbeit bei einer Brauerei in Rochester zu finden, und wenn es damit nichts ist, gehe ich nach Chicago zur Weltausstellung, dort läuft sicher viel. Als ich Amerika verließ, hat es allerdings schon böse ausgeschaut, ohne Protektion war kaum mehr Arbeit zu finden. In der Schweiz würde es mir ja, wenn man gute Arbeit hätte, nicht schlecht gefallen, aber am Beamtenstand und dem vielen Formelkram, der das Leben hier belastet, hätte ich doch allenthalben auszuweichen. Auch muß ich schon sagen, daß wir Auslandschweizer, wenn wir heimkehren, nicht gerade sehr gut behandelt werden. Das erste, womit man mich hier begrüßt, war, daß man mir 950 Fr. Militärsteuer überlangt hat und mir keine Stundung gewähren wollte, obschon ich meinen guten Willen, die Sache allmählich abzubauen, bewiesen habe. In allen diesen Dingen ist man in Amerika viel großzügiger und klettert nicht am Bushstaben.»

keine Arbeiter mehr bekommen. Natürlich mußte ich nach wenigen Tagen die dem Vermittlungsbüro gezahlten Dollar drängen und die Arbeit wieder verlassen. Die nächsten Jahre schlug ich mich in allen möglichen Berufen und Unternehmungen durch; ich verkaufte hier in einem feinen Restaurant, — das war mit Risiko verbunden und man konnte gut verdienen; dann war ich dreieinhalb Jahre als Elektriker in einer Lautsprecher- und Kinoschneidemaschinenfabrik in Detroit als Schneidemaschine, eine Zeitlang in selbständigen kleinen Unternehmungen. Oktober 1932 bin ich dann zurückgekommen, um die alten Eltern zu besuchen und zu schauen, ob sich vielleicht hier besser Arbeit finden läßt. Dann wurde ich schon enttäuscht, — ich habe hier nichts gefunden. Augenblicklich arbeite ich nun in den Versuchswerkstätten für ältere Arbeiter und Angestellte. Frau und Kinder sind noch drüben und auch ich will unbedingt wieder hinüber, ich gehöre ja doch nach Amerika und bin auch amerikanischer Bürger geworden. Ich habe durch Vermittlung der Frau gute Aussichten, Arbeit bei einer Brauerei in Rochester zu finden, und wenn es damit nichts ist, gehe ich nach Chicago zur Weltausstellung, dort läuft sicher viel. Als ich Amerika verließ, hat es allerdings schon böse ausgeschaut, ohne Protektion war kaum mehr Arbeit zu finden. In der Schweiz würde es mir ja, wenn man gute Arbeit hätte, nicht schlecht gefallen, aber am Beamtenstand und dem vielen Formelkram, der das Leben hier belastet, hätte ich doch allenthalben auszuweichen. Auch muß ich schon sagen, daß wir Auslandschweizer, wenn wir heimkehren, nicht gerade sehr gut behandelt werden. Das erste, womit man mich hier begrüßt, war, daß man mir 950 Fr. Militärsteuer überlangt hat und mir keine Stundung gewähren wollte, obschon ich meinen guten Willen, die Sache allmählich abzubauen, bewiesen habe. In allen diesen Dingen ist man in Amerika viel großzügiger und klettert nicht am Bushstaben.»

keine Arbeiter mehr bekommen. Natürlich mußte ich nach wenigen Tagen die dem Vermittlungsbüro gezahlten Dollar drängen und die Arbeit wieder verlassen. Die nächsten Jahre schlug ich mich in allen möglichen Berufen und Unternehmungen durch; ich verkaufte hier in einem feinen Restaurant, — das war mit Risiko verbunden und man konnte gut verdienen; dann war ich dreieinhalb Jahre als Elektriker in einer Lautsprecher- und Kinoschneidemaschinenfabrik in Detroit als Schneidemaschine, eine Zeitlang in selbständigen kleinen Unternehmungen. Oktober 1932 bin ich dann zurückgekommen, um die alten Eltern zu besuchen und zu schauen, ob sich vielleicht hier besser Arbeit finden läßt. Dann wurde ich schon enttäuscht, — ich habe hier nichts gefunden. Augenblicklich arbeite ich nun in den Versuchswerkstätten für ältere Arbeiter und Angestellte. Frau und Kinder sind noch drüben und auch ich will unbedingt wieder hinüber, ich gehöre ja doch nach Amerika und bin auch amerikanischer Bürger geworden. Ich habe durch Vermittlung der Frau gute Aussichten, Arbeit bei einer Brauerei in Rochester zu finden, und wenn es damit nichts ist, gehe ich nach Chicago zur Weltausstellung, dort läuft sicher viel. Als ich Amerika verließ, hat es allerdings schon böse ausgeschaut, ohne Protektion war kaum mehr Arbeit zu finden. In der Schweiz würde es mir ja, wenn man gute Arbeit hätte, nicht schlecht gefallen, aber am Beamtenstand und dem vielen Formelkram, der das Leben hier belastet, hätte ich doch allenthalben auszuweichen. Auch muß ich schon sagen, daß wir Auslandschweizer, wenn wir heimkehren, nicht gerade sehr gut behandelt werden. Das erste, womit man mich hier begrüßt, war, daß man mir 950 Fr. Militärsteuer überlangt hat und mir keine Stundung gewähren wollte, obschon ich meinen guten Willen, die Sache allmählich abzubauen, bewiesen habe. In allen diesen Dingen ist man in Amerika viel großzügiger und klettert nicht am Bushstaben.»

keine Arbeiter mehr bekommen. Natürlich mußte ich nach wenigen Tagen die dem Vermittlungsbüro gezahlten Dollar drängen und die Arbeit wieder verlassen. Die nächsten Jahre schlug ich mich in allen möglichen Berufen und Unternehmungen durch; ich verkaufte hier in einem feinen Restaurant, — das war mit Risiko verbunden und man konnte gut verdienen; dann war ich dreieinhalb Jahre als Elektriker in einer Lautsprecher- und Kinoschneidemaschinenfabrik in Detroit als Schneidemaschine, eine Zeitlang in selbständigen kleinen Unternehmungen. Oktober 1932 bin ich dann zurückgekommen, um die alten Eltern zu besuchen und zu schauen, ob sich vielleicht hier besser Arbeit finden läßt. Dann wurde ich schon enttäuscht, — ich habe hier nichts gefunden. Augenblicklich arbeite ich nun in den Versuchswerkstätten für ältere Arbeiter und Angestellte. Frau und Kinder sind noch drüben und auch ich will unbedingt wieder hinüber, ich gehöre ja doch nach Amerika und bin auch amerikanischer Bürger geworden. Ich habe durch Vermittlung der Frau gute Aussichten, Arbeit bei einer Brauerei in Rochester zu finden, und wenn es damit nichts ist, gehe ich nach Chicago zur Weltausstellung, dort läuft sicher viel. Als ich Amerika verließ, hat es allerdings schon böse ausgeschaut, ohne Protektion war kaum mehr Arbeit zu finden. In der Schweiz würde es mir ja, wenn man gute Arbeit hätte, nicht schlecht gefallen, aber am Beamtenstand und dem vielen Formelkram, der das Leben hier belastet, hätte ich doch allenthalben auszuweichen. Auch muß ich schon sagen, daß wir Auslandschweizer, wenn wir heimkehren, nicht gerade sehr gut behandelt werden. Das erste, womit man mich hier begrüßt, war, daß man mir 950 Fr. Militärsteuer überlangt hat und mir keine Stundung gewähren wollte, obschon ich meinen guten Willen, die Sache allmählich abzubauen, bewiesen habe. In allen diesen Dingen ist man in Amerika viel großzügiger und klettert nicht am Bushstaben.»

Frau A. B.

«Meine Geschichte ist schnell erzählt. Ich fuhr 1913 als junges Mädchen hinüber, um mich drüben zu verheiraten. Mein Mann ist Schweizer, Turbinen-Ingenieur, war früher bei Escher-Wyss in Stellung und fand dann gute Arbeitsmöglichkeiten in Amerika. Im Anfang lebten wir in Georgia, wo wir ein primitives, fast ein Negerleben führten, dann in York-Pennsylvania, in New York und Philadelphia. Mein Mann hatte immer gute Stellen und wir konnten mit unseren drei Kindern ein gutes Leben. In der letzten Firma war er fünfzehn Jahre; dann, als die Krise kam, wurde er von einem Tag auf den anderen entlassen, wie es eben drüben üblich ist. Aus Anstandigkeits halber bezahlte ihm die Firma noch das Gehalt für einen Monat. Alles brach auf einmal über uns herein: Verlust der Stellung und Verlust des ganzen Vermögens durch einen Bankrott. Wir mußten das Haus aufgeben, das Auto verkaufen und ich kehrte mit den zwei kleineren Kindern in die Schweiz zu meiner Mutter zurück. Der ältere Sohn, siebzehnjährig, besuchte drüben noch die Schule zu Ende, und mein Mann ist auch geblieben, weil er glaubt, er könne vielleicht doch noch eine Stelle in seinem Beruf finden. Ich muß schon sagen, ich bin fürchterlich gern zurückgekommen, nicht nur weil drüben das Leben seit der Krise trüb und schwer ist, sondern auch weil es mir in Amerika überhaupt nicht gefallen hat. Ich glaube gern, daß Menschen, bei denen das Materielle die

Hauptrolle spielt, lieber in Amerika leben als bei uns, denn man konnte tatsächlich sehr schnell vorwärtskommen und so viel verdienen, wie es bei uns nicht möglich ist. Aber wenn man auch noch anderes wert hält, kann man sich nicht heimisch fühlen und für geistige Interessen ist überhaupt kein Platz. Besonders der Mittelstand hat es in dieser Beziehung schlecht; die unteren Volksschichten haben ihre lärmenden Massenvergnügen wie Coney Island, die Reichen ihre wundervollen Klubs und Sportplätze und die teuren Kunstgenüsse, den mittleren Schichten aber bleibt außer Kino und Auto fast nichts übrig. In den Großstädten ist es im Sommer so wahnwitzig heiß, daß man fast zugrunde geht, wenn man es sich nicht leisten kann, während der ganzen Zeit ins Ausland zu gehen; ein Ferienaufenthalt kommt aber viel teurer als bei uns. Es gibt keine ordentlichen Buchhandlungen, Bücher bekommt man im drug-store, einer Art Riesen-Drogerie, Konzerte und Theater sind fast unerschwinglich, die Zeitungen von geringer furchtbarem Seidtheit und beherrscht von Sensationen. Ich weiß nur eines: ich will nie mehr nach Amerika zurückkehren, auch wenn ich mich hier mühsam durchdrücken müßte. Vielleicht kann mein Mann drüben doch eine Stelle finden, sich wieder hinaufarbeiten und dann in die Schweiz zurückkehren. Bis dahin will ich hier für mich und die Kinder sorgen.»



M. B., Schlosser

«Vor drei Jahren zog ich von hier los. Sie meinen, da sei man ja schon mitten in der Krise gewesen? Gewiß. Aber ich habe mich nicht zu schade gemacht, sondern bin gekümmert, ich wollte einfach hinüber, um das Land kennenzulernen und zu versuchen, ob ich nicht doch durchkommen würde. Wenn man jung ist, probiert man eben allerlei auf Geratewohl. In Syracuse fand ich zuerst Arbeit als Hausbesorger bei einem Schweizer Doktor; nachher ging ich auf eine Schweizerfarm und half beim Heuen. Zahlen konnten sie mir nichts, aber ich bin trotzdem gern geblieben; die Leute hatten nämlich so viel Unglück gehabt (vielleicht Feuer in einem Jahr!), daß sie mir direkt leid getan haben. Von dort aus kam ich nach Lake Placid und fand Beschäftigung bei Erdarbeiten als Mechaniker, 40 Cents in der Stunde. Das war ganz schön, aber bald kam der Schnee und mir der Arbeit war es aus. Nun bestellte ich mich als Ski-Lehrer, fand aber, daß meine Schülerzahl größer sein konnte. Also unternahm ich einen Reklamelaufgang, um mehr Schüler zu bekommen; 450 Meilen in 14 Tagen. Eine Zeitung, auf deren Redaktion ich vorgestellte, gab mir Vorschuß und zog das Ganze sensationell auf. Es war ganz lustig; in jeder Ortschaft wurde mir ein großer Empfang bereitet, die Schulkinder kamen mich zu sehen, und für die Skiverkäufer war es ein prima Geschäft. Ich habe auf diese Weise die Amerikaner etwas näher kennengelernt und sie haben mir gut gefallen. Nach Durchführung dieses Reklamelaufes hatte ich dann eine Zeitlang viele Schüler, aber leider ging der Schnee bald weg und ich stand wieder arbeitslos da. Der Mangel an etwas Besseren ging ich wieder zu meinen Schweizer Farmen für Kost und Logis arbeiten. Im Juli fand ich dann Arbeit bei einem Schlosser in Syracuse, wo ich 75 Cents in der Stunde verdiente. Bei ihm blieb ich zwei Jahre, bis mir der Lohnabbau — bis auf 40 Cents — doch zu viel wurde. Im Mai 1932 gab ich die Stelle auf, ich wollte ohnehin mehr von Amerika sehen, da ich nun schon drüben war. Ein Auto hatte ich schon lange; ich packte also meine Sachen zusammen und fuhr mit 50 Dollar in der Tasche nach dem Westen nach Denver. Als ich ankam, hatte ich noch 10 Dollar; Arbeit aber war keine zu finden. Zu meinem großen Glück lernte ich einen Schweizer Gemeindegärtner kennen, der mich bei ihm schafen ließ; 1 Dollar im Tag, Kost und ein Negerleben führten, dann in York-Pennsylvania, in New York und Philadelphia. Mein Mann hatte immer gute Stellen und wir konnten mit unseren drei Kindern ein gutes Leben. In der letzten Firma war er fünfzehn Jahre; dann, als die Krise kam, wurde er von einem Tag auf den anderen entlassen, wie es eben drüben üblich ist. Aus Anstandigkeits halber bezahlte ihm die Firma noch das Gehalt für einen Monat. Alles brach auf einmal über uns herein: Verlust der Stellung und Verlust des ganzen Vermögens durch einen Bankrott. Wir mußten das Haus aufgeben, das Auto verkaufen und ich kehrte mit den zwei kleineren Kindern in die Schweiz zu meiner Mutter zurück. Der ältere Sohn, siebzehnjährig, besuchte drüben noch die Schule zu Ende, und mein Mann ist auch geblieben, weil er glaubt, er könne vielleicht doch noch eine Stelle in seinem Beruf finden. Ich muß schon sagen, ich bin fürchterlich gern zurückgekommen, nicht nur weil drüben das Leben seit der Krise trüb und schwer ist, sondern auch weil es mir in Amerika überhaupt nicht gefallen hat. Ich glaube gern, daß Menschen, bei denen das Materielle die



H. A., Barmixer

«Ich bin 22 Jahre kintener in Chicago gewesen und habe sonst nicht viel von Amerika zu sehen bekommen. Ausgewandert bin ich seinerzeit als kaufmännischer Angestellter; aber drüben kommt es nicht so sehr darauf an, was man nach unseren Begriffen, z. B. von know, sondern mehr was man werden kann. Man muß sich viel umtun. Ich war zuerst Schlosser und Bäckler, dann wurde ich

Barmixer, und bei diesem Beruf bin ich dann geblieben, denn wegen der Prohibition gab es ja damals große Möglichkeiten bei diesem job. Ich war immer in Stellung, nie arbeitslos. Meistens arbeitete ich in irgendeinem Nachtclub, auch einmal in dem Club der Millionäre, das war dann ganz fein, da kann sich kein Mensch eine Vorstellung machen, wie es dort zugeht, — nein, nein, ich will lieber nichts erzählen. In den 22 Jahren habe ich mehr als zehnmal die Stelle gewechselt, denn gewöhnlich der Boden ja doch zu heiß. Einmal habe ich auch in einem Betriebe gearbeitet, der von der Polizei protegiert wurde, das war bequem, aber für gewöhnlich hieß es hüllig aufpassen. Zweimal wurde ich verhaftet, — einmal saß ich zwei und einmal fünf Tage. Aber sie haben mich immer wieder von selbst freigelassen, ohne Kaution, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß ich wirklich ein armer Teufel und mittellos war. Im Durchschnitt verdiente ich 50 Dollar die Woche, natürlich gab es auch noch spezielle chances, wo ein Extraverdienst zu holen war. Amerikaner sind nicht geworden, aber ich habe eine Deutsch-Amerikanerin zur Frau und drei erwachsene Töchter drüben. Die Sprache habe ich schon ein bißchen verlernt und schwyzdeutsch geht erst recht nicht mehr gut. Ich bin in die Schweiz zurückgekommen, weil ich doch ein bißchen Heimweh verspürte, wollte good old Zurich wiedersehen. Aber es gefällt mir jetzt hier gar nicht, alles ist so klein und es läuft nichts.»

«Ich kann sagen: ich habe während meines siebenjährigen Aufenthaltes in Amerika eigentlich immer Glück gehabt, vom ersten bis zum letzten Tag. Ich war nie arbeitslos, und das ist in der heutigen Zeiten schon etwas heißen. Das kommt wohl daher, weil ich mich so ungeschickt in jeder Arbeit, die man sich nur vorstellen kann, in kürzester Zeit einzufinden vermag und viele Sprachen spreche. Es gibt nichts, was mir von vornherein fremd ist. — Aber ich wollte ja erzählen, wie ich dazu gekommen bin, herüberzufahren: das war vor sieben Jahren, von Paris aus, mit ein paar Freunden zusammen, ohne festen Vorsatz, eigentlich mehr aus Uebermut und Abenteuerlust; in der Schweiz hatte ich bis dahin als Lagerist und Reisender gearbeitet und es war mir nicht schlecht gegangen. Meine erste Station war Montreal in Canada; schon am Tag nach meiner Ankunft fand ich Arbeit als Kellner mit einem Verdienst von 32 Dollar in der Woche, freie Kost und Station. Als «greenhorn», das sich nicht nicht aufs Amüsieren verstand, wußte ich mit meinem Verdienst nicht Besseres anzufangen als alles auf die Seite zu legen. — Nach vier Monaten war ich schon weit, daß ich mich mit zwei Amerikanern zusammensetzte und ein eigenes Restaurant aufmachen konnte. Alkohol? Natürlich führten wir Whisky und Schnaps, das war sogar unser Hauptverdienst, wir unterhielten sehr gute Beziehungen zu Alkoholhändlern. Trotz großer Vorsicht beim Ausschank und trotzdem die Flaschen, aus denen ausgeschenkt wurde, in einer geheimen Kippvorrichtung standen, so daß sie nicht von der Polizei mit einem Griff ausgeschüttet werden konnten, wurden wir einmal erwischt. Bestraft wird aber in Amerika nicht der Besitzer des Restaurants, sondern nur derjenige, der gerade ausgeschenkt hat, also in diesem Fall unser (natürlich hochbezahlter) Schankboy, der dann zwei Monate braunen mußte. Nach drei Monaten hatte ich von diesem Leben schon wieder genug, nahm mein Geld aus dem Unternehmen heraus und ging meiner Wege. Meine nächste Station war in einer Kaffeebar, in der ich 6 Monate lang für 40 Dollar in der Woche arbeitete. Nachher ging ich ins Kaufmännische zurück und trat als Korrespondent und Reisender in eine Konfektionsfirma ein. Bei dieser Tätigkeit blieb ich vier Jahre, während welcher Zeit ich viel reisen konnte. Auch meine Ferien verwendete ich für ausgedehnte Reisen: Chicago, Detroit, Washington. Die Firma machte bankrott und ich fing

H. P., Kaufmann

«Ich kann sagen: ich habe während meines siebenjährigen Aufenthaltes in Amerika eigentlich immer Glück gehabt, vom ersten bis zum letzten Tag. Ich war nie arbeitslos, und das ist in der heutigen Zeiten schon etwas heißen. Das kommt wohl daher, weil ich mich so ungeschickt in jeder Arbeit, die man sich nur vorstellen kann, in kürzester Zeit einzufinden vermag und viele Sprachen spreche. Es gibt nichts, was mir von vornherein fremd ist. — Aber ich wollte ja erzählen, wie ich dazu gekommen bin, herüberzufahren: das war vor sieben Jahren, von Paris aus, mit ein paar Freunden zusammen, ohne festen Vorsatz, eigentlich mehr aus Uebermut und Abenteuerlust; in der Schweiz hatte ich bis dahin als Lagerist und Reisender gearbeitet und es war mir nicht schlecht gegangen. Meine erste Station war Montreal in Canada; schon am Tag nach meiner Ankunft fand ich Arbeit als Kellner mit einem Verdienst von 32 Dollar in der Woche, freie Kost und Station. Als «greenhorn», das sich nicht nicht aufs Amüsieren verstand, wußte ich mit meinem Verdienst nicht Besseres anzufangen als alles auf die Seite zu legen. — Nach vier Monaten war ich schon weit, daß ich mich mit zwei Amerikanern zusammensetzte und ein eigenes Restaurant aufmachen konnte. Alkohol? Natürlich führten wir Whisky und Schnaps, das war sogar unser Hauptverdienst, wir unterhielten sehr gute Beziehungen zu Alkoholhändlern. Trotz großer Vorsicht beim Ausschank und trotzdem die Flaschen, aus denen ausgeschenkt wurde, in einer geheimen Kippvorrichtung standen, so daß sie nicht von der Polizei mit einem Griff ausgeschüttet werden konnten, wurden wir einmal erwischt. Bestraft wird aber in Amerika nicht der Besitzer des Restaurants, sondern nur derjenige, der gerade ausgeschenkt hat, also in diesem Fall unser (natürlich hochbezahlter) Schankboy, der dann zwei Monate braunen mußte. Nach drei Monaten hatte ich von diesem Leben schon wieder genug, nahm mein Geld aus dem Unternehmen heraus und ging meiner Wege. Meine nächste Station war in einer Kaffeebar, in der ich 6 Monate lang für 40 Dollar in der Woche arbeitete. Nachher ging ich ins Kaufmännische zurück und trat als Korrespondent und Reisender in eine Konfektionsfirma ein. Bei dieser Tätigkeit blieb ich vier Jahre, während welcher Zeit ich viel reisen konnte. Auch meine Ferien verwendete ich für ausgedehnte Reisen: Chicago, Detroit, Washington. Die Firma machte bankrott und ich fing

nun etwas Selbständiges an: einen Engros-Handel mit Eßbestecken, die ich aus Deutschland importierte; ein gutes Geschäft. Ich gab es nach einem Jahr wieder auf, da ich mit meinem Geschäftspartner nicht gut zusammenarbeitete. Nachher wurde ich Kellner im Ritz-Carlton-Hotel in Montreal. Mit den großen Trinkgeldern stellte ich mich dort auf 110 Dollar im Monat, Kost und Logis frei. Da konnte man schon etwas auf die Seite tun. Nächste Station: Als «shaders» (Farbenmischer) in einer großen Lackfabrik, eine nicht einfache Arbeit, die gelernt sein wollte. Dort gefiel es mir ausgezeichnet und ich blieb drei Jahre dabei. Das war meine letzte Arbeit; ich gab sie nur auf, um mir vier Monate Urlaub zu nehmen und wieder einmal nach Europa herüberzukommen. Nun ist mein Urlaub schon abgelaufen, ich habe aber kein Geld mehr, um zurückzufahren. Das Geld hier borgen oder meiner Firma um Vorschuß schreiben? Niemals. Auf eigenen Füßen bin ich zurückgekommen, auf eigenen Füßen will ich wieder hinaufahren. Wenn ich hier bloß Arbeit finden könnte, hätte ich das Geld ja gleich beisammen! Bei anständiger Arbeit würde ich auch ganz gern in der Schweiz bleiben, obwohl ich schon sagen muß, daß das Leben drüben großzügiger, «easier» ist. Aber den Schweizern in Amerika geht es jetzt mächtig schlecht (wie übrigens den meisten anderen Menschen auch), sie sind zum größten Teil auf private und städtische Wohltätigkeit angewiesen; da müssen sie meistens schwer schaffen und bekommen nichts dafür. Auch jene, die noch in Arbeit stehen, haben es herzlich schlecht; die Löhne sind so klein geworden, daß ein Mann kaum mehr seine Familie durchbringen kann, von Sparen kann keine Rede mehr sein. Übrigens sind die Schweizer in Amerika sehr angesehen und geachtet, viel mehr als die Italiener.»



A. P., Techniker

«Ich bin schon als Neunzehnjähriger herübergekommen, kurz nach der Kantonsschulmaturität im 1922. Ursprünglich wollte ich am Poli studieren, aber es bot sich mir eine außerordentlich günstige Gelegenheit: die Vertretung einer vielversprechenden Schweizer Erfindung, — ein elektrisches Heizelement für hohe Temperaturen, das speziell bei der Metallbehandlung angewendet

werden sollte. Mein Vater war schon seit 1904 als consulting engineer drüben und natürlich amerikanischer Bürger; ich konnte, da ich noch minderjährig war, auf seine Quote hinüberreisen. Ich fuhr I. Klasse und ahnte damals noch nicht, daß ich III. wieder zurückfahren würde. Die schweizerische Erfindung entwickelte sich drüben ausgezeichnet, und meine Tätigkeit dementsprechend. Mit der Fabrikation selbst war ich noch in der Schweiz bekanntgemacht worden, drüben lernte ich dann in den ersten zwei Jahren ganz gründlich in Fabrik und Laboratorium. Inzwischen hatte sich der ganze Betrieb sehr günstig entfaltet und ich wurde auf die Reise geschickt, nicht um Aufträge zu acquirieren, das war bei dem großen Erfolg schon längst nicht mehr nötig, sondern als technischer Berater der Käufer und Erschließer neuer Anwendungsmöglichkeiten. In den nächsten fünf Jahren war ich ununterbrochen auf der Reise und kam weit herum, denn es gab fast keine Gegend Amerikas, in der für unsere Erfindung keine Möglichkeit bestanden hätte. Sogar in den Bergen, in der Sierra Nevada, konnte sie angewendet werden, nämlich in den vielen Tunnels der Bergbahnen, und in den großen Gemüselfeldern, in Konservenfabriken und in der Automobilindustrie. Bis in den Norden von Kanada kam ich, wo ich die Leiter der Goldminen dafür interessieren konnte. Es war ein äußerst interessantes, wenn auch anstrengendes Leben. Auf meinen Reisen kam ich viel mit Ofenbauern zusammen; eine dieser Verbindungen führte zu einer neuen Stelle, die ich im Sommer 1929 in Detroit antrat: als Chef und alleiniger Leiter der elektrischen Ofen-Abteilung. Das Geschäft ging glänzend, wir hatten soviel Aufträge, daß man fast mit der Arbeit nicht nachkam, — aber schon im Herbst des gleichen Jahres brach doppeltes Unglück herein: der große Börsenkrach in Wallstreet und ein Feuer in der Fabrik, das die gesamte Fabrikation für 6 Wochen lahmlegte. Damals nahm man die Krise noch nirgends ernst, kein Mensch dachte daran, daß sie länger als 3 bis 4 Monate dauern könnte; bis im April 1930, so rechnete man, ist alles wieder im Fluß. Es wurde schon daraufhin spekuliert, auch meine Firma stellte sich in ihrer Arbeit darauf ein. Miesmacher «crepehangers», d. h. Leute, die schwarze Tücher aushängten, nannte man sie, wurden nicht geduldet. Bis Mai 1930 hatten wir noch ordentlich zu tun, wir bezogen das neue Gebäude, das schon ganz auf die kommende, noch größere Produktion eingerichtet war. Und dann brach alles zusammen: Von Juni 1930 an war alles mit einem Schlag wie abgeschnitten. Die psychologische Reak-

tion ließ auch nicht auf sich warten: eine lähmende Enttäuschung setzte ein. Ich kann schwer beschreiben, wie furchtbar dieser plötzliche Abbruch war. Früher war den ganzen Tag das Telefon gegangen, man hatte so viel zu tun gehabt, daß man nicht wußte, wo einem der Kopf stand, nicht einmal Ferien konnte man machen wegen der alles überflutenden Arbeit, — und jetzt konnte man tagelang im Büro sitzen, ohne daß auch nur ein einziger Anruf kam. Anfänglich wurden die Zeichner noch weiter beschäftigt, man ließ sie Pläne und Neukonstruktionen auf Vorrat machen, aber im Herbst verschlimmerte sich die Lage weiter. Da bekam man am Monatsende schon die Anfrage, ob man mit dem Gehalt nicht noch etwas warten könnte. Die Reserven wurden immer knapper, zum Schluß gab es überhaupt nur noch kleine Gehalts-Teilzahlungen. Ende Januar 1931 hatte ich für drei Monate keinen Gehalt mehr bekommen und verließ die Firma, da bei längerem Bleiben der Gehaltsanspruch automatisch hinfällig geworden wäre. Die Firma schuldet mir heute noch 6000 Fr. Ich suchte nun anderswo unterzukommen, aber überall hieß es: erst Ende Sommer, dann allerdings bestimmt. Der alte Optimismus! Auch ich glaubte daran und fuhr über den Sommer mit meiner Familie in die Schweiz. Anfang September war ich wieder in New York. Damals traf gerade die Kunde von dem großen Lohnabbau bei der United Steel Corporation ein, alles ließ den Kopf hängen und auch mit meiner versprochenen Stelle war es nichts. Wir blieben in New York und wohnen bei den Schwiegereltern. Im Herbst hatte ich dann vorübergehend Arbeit als Verkäufer in einem Warenhaus bei den großen Ausverkäufen, von deren Tempo man sich, ja bei uns keine Vorstellung machen kann. Ich verdiente 3 Dollar im Tag. Die Lage wurde immer schlimmer und ich meldete mich beim Relief Committee (Privates Unterstützungskomitee) als Arbeitsloser. Auch bei der Stadt kam ich um Unterstützung ein. Die Stadt New York nahm damals eine Anzahl Arbeitsloser auf und ließ durch eine genaue Verkehrsstatistik durchführen; dort wurde auch ich eingereiht. Wir mußten morgens um 7 Uhr antreten und wurden an Straßenecken, auf Bahnhöfen und im Hafen postiert, wo wir alle Fahrzeuge, die Passanten und die ausgeladenen Waren im Hafen zu zählen hatten. Ich verdiente 15 Dollar in der Woche und hatte so eine Beschäftigung bis April 1932. Dann war für 50 Prozent der Leute keine Arbeit mehr da und es wurde ausgelost, wer von uns gehen mußte. Es traf auch mich. Von da ab fand ich keine Arbeit mehr. Bis Juni blieb ich noch, dann spürte ich, daß ja doch gar keine Aussicht mehr wäre und kehrte in die Schweiz zurück. Frau und Kind blieben drüben bei den Eltern. Nun sitze ich hier und warte, daß sich mir irgendeine Arbeitsgelegenheit bietet. Sowie sich aber die Situation drüben bessert, möchte ich wieder zurück, schon wegen dem Kind. In der guten Zeit hatte ich drüben das schönste Leben, ohne Zweifel viel schöner als in der Schweiz, viel freier und großartiger. Aber jetzt geht es eben den Menschen in der ganzen Welt schlecht, da spielt es eigentlich keine Rolle mehr, wo man lebt.»



J. B., Schlosser

«Ich bin schon zweimal in Amerika gewesen, zum erstenmal im Jahre 1923. Zwei Jahre später kam ich aber schon wieder zurück, ich hatte mächtig Heimweh bekommen. Zum zweitenmal fuhr ich im Jahre 1929. Hätte ich gewußt, wie böß es wegen der Krise drüben aussieht, ich hätte es niemals gewagt. Gleich zu Anfang hatte ich Pech: bald nach meiner Ankunft wurde ich krank und

mußte mich einer Operation unterziehen, wobei all mein Ersparnis draufging. Nachher fand ich durch eines der staatlichen Arbeitsvermittlungsbüros, deren Dienste für die Arbeitsuchenden unentgeltlich sind, Arbeit auf einer Farm als Erntearbeiter, wo ich zwei Monate bleiben konnte. Der Verdienst war gut: 6 Dollar. Hernach wandte ich mich nach Vancouver, wo mein Freund wohnte, mit dem ich die Ueberfahrt gemeinsam gemacht hatte. Wir beide beabsichtigten, ein Stück Land zu kaufen und Eisenbahnschwellen für die vielen neuen Eisenbahnen herzustellen; aber als wir an die Verwirklichung unseres Planes gehen wollten, war die Krise schon so groß, daß keine Bahngesellschaft mehr neue Schwellen kaufte. Ich überwinterte in der Stadt Vancouver; allen ging es schlecht, die Holzcampes waren geschlossen, der größere Teil der Arbeiter war ohne Arbeit und Brot. Ich bekam eine kleine städtische Unterstützung und mußte dafür streng arbeiten, in Parks, bei Straßen- und Wegverbesserungen. Im Frühjahr gab es dann Arbeit bei der Pacific-Railway, Bewässerungsarbeiten auf dem riesigen Gelände der Bahn. Bei dieser Arbeit gefiel es mir: Ich verdiente drei Dollar im Tag und konnte, da wir fast nichts brauchten, so gut wie alles sparen. Wir wohnen in Zelten, arbeiteten und aßen in guter Gemeinschaft.

Mit den Arbeitern, fast alles Engländer und Schotten, kam ich gut aus. Das dauerte 10 Monate, bis es für diese Arbeit zu kalt wurde. Wieder war ich arbeitslos. Immerhin hatte ich jetzt einiges Ersparnis; ein Freund und Arbeitskollege, der Vorarbeiter bei den Bahnbauten, der nebenbei eine Farm betrieb, nahm mich gegen eine Bezahlung von 6 Dollar in der Woche bei ihm auf und so konnte ich schon durchhalten. Im Mai 1931 probierte ich wiederum mein Glück und wanderte nach Edmonton, fand aber auch hier keine Arbeit, da die Arbeitslosigkeit inzwischen weitere Fortschritte gemacht hatte. Zusammen mit einem Freund versuchte ich es nun mit Goldwaschen und kam mit dieser mühsamen, schmutzigen Arbeit auf 80 Cents im Tag (ca. 4 Fr.). Es war immerhin besser als nichts. 30 Partien, meistens 2—3 Leute zusammen, alles Arbeitslose, waren in unserer Nähe mit Goldwaschen beschäftigt. Das ging so drei Wochen lang, bis das Hochwasser kam. Wieder war ich nun arbeitslos bis zum Herbst, der mich von neuem als Erntearbeiter sah. Jetzt war aber nicht mehr viel zu verdienen: 1 Dollar im Tag und Kost und Logis, dafür Arbeit von morgens fünf bis abends um neun. Als auch hier Schluß war, gab es einfach keine Arbeit mehr, man konnte suchen soviel man wollte. Ich schloß mich ein paar Schweizern an, und wir gingen über den Winter wieder nach Edmonton, wo wir wieder von der Stadt ein wenig unterstützt wurden und dafür bei 30 und 40 Grad Kälte schaufeln und pickeln durften. Die Unterstützung bestand in Fr. 1.25 pro Tag für Essen und 75 Rappen für Schlafen, alles aber nicht in Bargeld, sondern in Bons und Anweisungen. Dieses Leben hielt ich noch eine Zeitlang aus, dann aber sah ich, daß überall die Ausländer, die noch nicht fünf Jahre im Land waren und Unterstützung bezogen, von der Regierung deportiert wurden, und meldete mich freiwillig zur Heimkehr. Jetzt lebe ich bei Verwandten, habe gelegentlich Arbeit, gelegentlich aber auch keine. Trotzdem es mir drüben gar nicht gut ging, bin ich nicht gern in der Schweiz; alles kommt mir hier kleinlich vor und ich würde jederzeit gerne auswandern, wenn die Verhältnisse besser wären.»

J. O., Käser

«Das heißt: ursprünglich war ich Käser. Ich habe den Beruf beim Vater gelernt, der hatte eine Käseerei in Wald. Ich bin aber schon 1893 über das große Wasser, weil es mich ins Ausland zog, und habe dann drüben nie in meinem Beruf schaffen können, sondern immer als Packer in Engros-Häusern. Gewechselt habe ich nicht viel, ich konnte immer lange bei den einzelnen Firmen bleiben. In einer war ich sieben Jahre, in einer anderen zehn, in einer sogar vierzehn Jahre. Ich habe nicht schlecht verdient: 10, 12, 14, zuletzt 30 Dollar in der Woche. Ich habe mich nicht verheiratet und dafür fest gespart; jetzt bin ich froh darum. 1928 bin ich dann aus Gesundheitsgründen wieder in die Schweiz gekommen, um meinen Rheumatismus loszuwerden. Wenn ein naturalisierter Amerikaner — ich bin natürlich drüben citizen geworden — nach Amerika kommt, so darf er, ohne die Staatsbürgerschaft zu verlieren, fünf Jahre fernbleiben, wenn er in seine frühere Heimat zurückkehrt, aber nur zwei Jahre; ich ließe mir nach zwei Jahren eine ärztliche Bescheinigung geben und blieb ein drittes Jahr, so daß ich erst 1931 wieder hinüber kam. Und da fand ich zu meinem großen Erstaunen total veränderte Verhältnisse; ich hatte nicht gewußt, daß Amerika durch die Krise so gänzlich verändert war, sonst wäre ich nicht wieder herüber gegangen. Während ich bis dahin mit ziemlicher Leichtigkeit recht bezahlte Arbeit gefunden, bestand jetzt nicht die leiseste Aussicht mehr, Arbeit zu finden, besonders für einen älteren Mann. Ich war ein ganzes Jahr ohne Stelle; dann ist es mir zu dumm geworden und ich fuhr wieder zurück. Geld verloren habe ich bei dem Krach auch noch. Jetzt lebe ich hier von meinen Ersparnissen; ich brauche ja nicht mehr viel und es geht schon. Aber nicht alle Schweizer drüben sind so gut weggekommen wie ich. Viele geraten durch die lange Arbeitslosigkeit ganz ins Elend, werden beim Betteln ertappt, aufgegriffen und wieder heimtransportiert. Hier in der Schweiz gefällt es mir in einer Beziehung nicht schlecht: Man hat doch etwas Geselligkeit in den Wirtschaften und kann hie und da ein Gläschen trinken, was die Lebensfreude hebt. Drüben war es in diesem Punkt ganz schlimm wegen der Prohibition, und hintenrum konnten die «Büetzer» nichts rechtes bekommen, das Bier, das man sich so herrücks verschaffen konnte, war «bad stuff». Aber sonst muß ich schon sagen, daß ich lieber drüben geiebt habe, und wenn die Verhältnisse geblieben wären wie vor dem Krieg, so hätte ich nicht daran gedacht, zurückzukommen. Hier kommt mir alles fürchterlich kleinlich vor, gewissermaßen bürokratisch. Was man für Scherereien hat mit der Abmeldung und den Papieren, das kommt einem komisch vor, so was gibt es in Amerika nicht. Und das erste, was einen in der alten Heimat empfängt, kaum, daß man angemeldet ist, ist totischer die Steuerdeklaration, damit pressieren sie unheimlich. Immerhin ist es jetzt für mich alten Mann das Beste, in der Heimat zu bleiben. Ich würde nur wieder hinübergehen, wenn ich den Eindruck hätte, daß Europa sich gar nicht mehr zu helfen weiß, und in einen neuen Krieg hereinrennt, was meiner Meinung nach ja sehr wohl passieren könnte...»